

Yves Bossart: "Wenn die Welt verschwindet", in: Alois Lichtsteiner. Weisse Nacht. Hrsg. von akku Kunstplattform. Verlag Edizioni Periferia. Luzern, 2011, S. 9-12.

YVES BOSSART

Wenn die Welt verschwindet

Es wird Nacht. Die Farben verblassen. Konturen verschwinden. Die Welt versinkt im Schwarz. Unser Auge ist machtlos. Das Licht ist erloschen – dieses geheimnisvolle Etwas, das sichtbar macht und dabei unsichtbar bleibt. Sichtbar ist nämlich nur, was beschienen wird. Was bescheint, wird als solches jedoch nicht beschienen. Das Bescheinende, das Licht, ist also unsichtbar. Was uns ermöglicht zu sehen, das können wir selbst nicht sehen. Was die Welt aus dem Dunkel hebt, bleibt im Verborgenen.

Die Dunkelheit ist die Abwesenheit des vermittelnden Dritten, das unserem Auge den Zugang zur Welt eröffnet. Nacht ist, was bleibt, wenn sich das Licht zurückzieht. Sie ist die Absenz von Licht, nichts eigenes, sondern das Fehlen von etwas. In dieser Hinsicht ist die Nacht wie ein Loch, wie die Stille oder die Leere: Ein negatives Phänomen. Ein Loch besteht nicht aus Materie, trotzdem existiert es und wir können es sehen. Stille setzt sich nicht aus Geräuschen zusammen und dennoch können wir sie hören. Und wenn wir in einem leeren Raum stehen, dann sehen wir nicht nur die Wände, sondern auch die Leere dazwischen. Wir nehmen nicht nur wahr, was ist, sondern auch, was nicht ist.

Aber ist die Dunkelheit wirklich nur die Abwesenheit von Licht? Ist nicht vielmehr der Tag die Abwesenheit der Nacht, das Geräusch das Fehlen der Stille und sind die Dinge ein Mangel an Leere? Warum betrachten wir nicht das Nichts als das Vollkommene und das Sein als das Mangelhafte, als Unreinheit, als Beschmutzung, als ein Zuviel? Warum betrachten wir es als selbstverständlich, dass überhaupt etwas existiert und nicht vielmehr nichts? Ist uns die Nacht so fremd?

Nächte sind unheimlich, sie machen uns Angst. In der Nacht hat die Welt alle Unterschiede und alle Bestimmtheit verloren. Unmittelbar vor uns könnte eine schöne Wiese, ein hässliches Ungeheuer oder ein Abgrund sein. Was wir sehen, das endlose Schwarz, lässt alle Möglichkeiten und Gefahren offen. Die wirkliche Welt hat sich in eine Unzahl möglicher Welten aufgelöst. Es ist diese totale Unbestimmtheit, die uns Angst macht. Unser Geist ist frei, allzu frei. Die Nacht hat seine Fesseln gesprengt und ihn von der Tyrannei des Auges erlöst. Das Auge schreibt dem Geist nicht mehr vor, was dieser zu glauben hat. Diese nächtliche Freiheit des Glaubens wirkt aber genauso beängstigend wie die Freiheit des Wollens und Handelns, mit der wir täglich konfrontiert sind. Freiheit, so scheint es, ist keine Gabe,

sondern eine Aufgabe. Der Mensch wird zwar frei geboren, aber er legt sich überall selbst in Ketten. Unser Leben ist zu einem grossen Teil das Produkt äusserer Umstände, die Konsequenz unscheinbarer Zufälle. Unsere Entscheidungen wurden uns angetragen, von unseren Eltern, Mitmenschen und Vorbildern, von Konventionen und Konstellationen. Wir sind, wie andere uns haben wollten und wozu uns die Umstände gemacht haben. Der Gedanke, dass *wir* es sind, die unser Leben wählen, dass uns jederzeit alles offen steht, beunruhigt uns zutiefst. Tatsache aber ist: Wir könnten auf der Stelle die langweilige Arbeit niederlegen, die lästigen Pflichten ignorieren, das Land verlassen und uns neu erfinden. Warum nicht? Wir haben schliesslich nur *ein* Leben. Und dieses sollten wir nach Nietzsche so leben, als würden wir jede unserer Entscheidungen für die Ewigkeit treffen. Wenn wir die Vorstellung, unser Leben würde sich bis in alle Unendlichkeit wiederholen, als unerträglich oder beklemmend empfinden, dann sollten wir unser Leben ändern. Am Ende unseres Lebens – eines Lebens, das *jederzeit* zu Ende sein könnte – sollten wir rufen wollen: «Da Capo! Von vorne, noch einmal!» Unser endliches Leben sollte eines für die Unendlichkeit sein. Dieser Gedanke Nietzsches, die Vorstellung einer ewigen Wiederkehr des Gleichen, zwingt uns zur Aufrichtigkeit mit uns selbst, führt uns die existenzielle Dimension unseres Lebens vor Augen und verleiht unseren Entscheidungen Tiefe und Gewicht. Dieses Gewicht der Freiheit mag erdrückend sein, so erdrückend, dass Sartre schreiben konnte, wir seien «zur Freiheit verurteilt» Es abzuwerfen hiesse jedoch, die Augen vor der existenziellen Dimension des Lebens zu verschliessen, vor der Freiheit, der Sinnfrage und der Tatsache, dass jeder von uns einmal sterben muss, und zwar allein.

In der Nacht entgleitet uns die Welt. Wir sind auf uns selbst zurückgeworfen. Die Dunkelheit ist wie ein dicker Nebel, der uns umschlingt und isoliert. Sie zwingt uns, uns mit uns selbst zu beschäftigen, mit unseren Gedanken, Gefühlen, Sehnsüchten, Hoffnungen und Ängsten. Ein Nachspaziergang ist ein Wagnis, das Mut erfordert – den Mut zu sich selbst, Mut zur Selbsterforschung und zur Aufrichtigkeit mit sich. Das Dunkel der Nacht bringt auch die dunklen Seiten unserer Seele zum Vorschein. Für Hermann Hesse ist sie deshalb die Grundlage der Weisheit:

*Wahrlich, keiner ist weise, / Der nicht das Dunkel kennt, /
Das unentrimbar und leise / Von allen ihm trennt.*

Wir Menschen meiden die Nacht, indem wir sie zum Tag machen. Die Technik ist das Hilfsmittel, das uns ermöglicht, die dunkle Unbestimmtheit der Nacht zu umgehen. Der technische Fortschritt ist nicht nur ein Ausdruck unserer Angst vor dem Unbestimmten und Unkontrollierbaren, er ist zugleich eine Flucht vor uns selbst, vor dem, was uns zu uns selbst führt, ein Abschied von der Nacht.

Indem uns die Nacht die Welt raubt, schenkt sie uns den bestirnten Himmel. Die Sterne kommen erst zum Vorschein, wenn die vertraute Welt entschwindet und der blaue Himmel sich auflöst, der unseren Blick gegen die schwarze Unendlichkeit abschirmt. Wir sehen die Sterne, wenn sich das Dach unserer kleinen Welt öffnet. Die Dunkelheit reisst uns die Scheuklappen von den Augen. Nur in der Nacht erleben wir, was wir auch tagsüber sind: ein nichtiger Bestandteil eines räumlich und zeitlich *unendlichen* Universums. Die Nacht erlöst uns von unserer Egozentrik, indem sie uns die Sterne zeigt, die anschaulich machen, wie verschwindend klein und unwichtig wir sind. Angesichts der Sterne erleben wir, wie unangebracht es ist, dass wir uns wichtig nehmen, und wie absurd das geschäftige Treiben der Menschen hier unten auf der Erde ist. Die Nacht macht die Verhältnisse klar und setzt die Dinge wieder zurecht. In ihr können wir staunen über die Unendlichkeit, aber auch weinen in Anbetracht der eigenen Unwichtigkeit.

Für Kant gab es nur zwei Dinge, die sein Gemüt immer von neuem mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllten: «der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir». Der Schweizer Schriftsteller Henri-Frédéric Amiel hat in seinem Tagebuch (*journal intime*) vermöge einer sensiblen und durchdringenden poetischen Sprache eingefangen, was der nächtliche Anblick des bestirnten Himmels in uns auflöst: «eine Nacht am Strand der Nordsee, mit dem Rücken im Sand und dem Blick verloren im Sternenmeer – solch eine grossartige, unsterbliche, kosmische Träumerei, wo man das Tor zur Welt in seiner Brust hält, wo man die Sterne berührt, wo man die Unendlichkeit besitzt? Göttliche Augenblicke, Stunden der Ekstase, bei denen der Gedanke von Welt zu Welt fliegt, das grosse Rätsel durchdringt, weit, ruhig, tief atmet, wie der tägliche Atem des Meeres, gelassen und grenzenlos wie das blaue Firmament.»

Wie soll unser Leben aussehen angesichts der Unendlichkeit, die uns umfängt? Die grosse Aufgabe besteht vielleicht darin, sich den kleinen Dingen des Lebens voll und ganz hinzugeben, vor dem Hintergrund der Sinnlosigkeit des Unendlichen. Sich

verlieben in das, was ohne Sinn und Zweck da ist; in dem verschwindend Kleinen aufgehen; etwas wertschätzen, im Wissen darum, dass es im Grossen und Ganzen keine Rolle spielt; wissen und fühlen, dass etwas klein ist, und es trotzdem von ganzem Herzen lieben; sich von der Welt nicht vorschreiben lassen, was wichtig und unwichtig ist; sich selbst wieder wichtig nehmen; und am Schluss des Lebens zu dem kleinen Dorf zurückkehren, in dem man gross geworden ist – wo sich alles gleich geblieben ist und doch alles anders aussieht. Unsere Perspektive hat sich nämlich verändert. *Wir* haben uns verändert.

Die Sterne liessen uns abschweifen. Kehren wir zurück zur Nacht. Bei Dämmerung, so hat sich gezeigt, wird die Welt zu einer blossen Andeutung. Unser Auge hängt sich an jede Kontur, jeden Anhaltspunkt einer Silhouette, an jede Andeutung eines leichten Kontrasts. Dem Auge bleibt nichts anderes übrig, als der Phantasie die Leitung zu übergeben. Wir werden zu Schöpfern und Poeten: wir dichten hinzu, imaginieren, ordnen und korrigieren. Unser Auge erschafft eine Welt, beinahe aus dem Nichts. Und dieses Nichts ist, wovor wir uns fürchten. Es ist die Unbestimmtheit und Unterschiedlosigkeit der schwarzen Nacht, die uns taumeln lässt. Unsere Sinne und unsere Seele werden haltlos, wie in einem schallisolierten, dunklen Raum. Auf Dauer droht die Verzweigung. Tatsächlich wurde im Mittelalter die *camera silens* als Folterinstrument verwendet. Es handelt sich dabei um eine Form der «weissen Folter», die keine sichtbaren Spuren am Körper hinterlässt, eine totale Isolation und ein radikaler Entzug sinnlicher Reize, die zu Wahnvorstellungen und psychischen Schäden führen. Der Mangel an Kontrasten und Zäsuren macht uns orientierungslos. Das Nichts wird obsessiv, wir sind besessen von ihm, es belagert uns von allen Seiten. Um Sartre zu paraphrasieren: «Das Schweigen brüllt uns in die Ohren».

Die Welt, wie wir sie kennen, ist eine Welt voller Unterschiede. Verschwinden die Unterschiede, dann verschwinden auch die Gegenstände und mit ihnen die Welt, wie wir sie kennen. Wir erfassen und verstehen die Dinge nämlich erst, wenn wir sie mit anderen vergleichen und von anderen abgrenzen: Das Gute gegen das Böse, das Wahre gegen das Falsche, das Kleine gegen das Grosse, das Schöne gegen das Hässliche. Ein Tal ohne Berge ist ein Unding. Jedes Ding ist, was es ist, weil es sich von allen anderen unterscheidet, weil es *nicht* ist, was die anderen Dinge sind. Jede Bestimmung ist Negation: *Omnis determinatio est negatio*, wie Spinoza sagt.

Wir begreifen nicht nur die Dinge, sondern auch *uns selbst* erst durch die Abgrenzung zu anderen. Wir vergleichen uns

WENN DIE WELT VERSCHWINDET

permanent mit anderen. Wir sind, was andere nicht sind. Identität und Alterität bedingen sich gegenseitig. Die Anderen sind der kontrastierende Hintergrund, von dem wir uns abheben und dank dem wir uns selbst erkennen.

Jeder von uns braucht die Anderen, sie verleihen uns Kontur und Profil. Nur mit ihrer Hilfe können wir zu uns selbst werden, wie Hegel in seiner *Phänomenologie des Geistes* zeigte. Nicht nur ist der Knecht auf seinen Herrn angewiesen, sondern auch der Herr auf seinen Knecht; ohne ihn wäre er nicht Herr. Auch der Antikonformist ist von anderen abhängig, denn er braucht sie, um sich von ihnen unterscheiden zu können. Und den Individualisten nennen wir nur deswegen «Individualist», weil wir andere nicht so nennen. Wäre *alles* gross, dann wäre *nichts* gross. Würde sich *alles* vergrössern, wir würden es nicht bemerken. Wenn sich alles plötzlich schneller bewegen und verändern würde, auch unser Denken, dann bliebe für uns alles beim Alten. Die Dinge sind ihre Verhältnisse zu anderen Dingen. Sie sind ein Bezugspunkt in einem Netz von Bezügen.

Bei negativen Phänomenen wie Löchern, der Leere oder der Stille tritt die dialektische Abhängigkeit der Gegensätze deutlich hervor: Will ein Maler dem Betrachter eine absolute Leere vor Augen führen, so darf er dabei die Leinwand paradoxerweise nicht gänzlich weiss lassen. Er muss malen, was er *nicht* zeigen will – eine Andeutung von Felsen zum Beispiel. Erst dann entsteht ein Bild, das zwar nicht leer ist, aber Leere zeigt – ein Bild, das uns das Nichts sehen lässt, indem es uns nichts sehen lässt.

Der Maler des Nichts muss also einen Umweg gehen und auch zeigen, was das Nichts *nicht* ist. Der Weg zum Nichts ist wie der Weg zu Gott ein Weg über die Negation, eine *via negativa*. Wahre Theologie ist negative Theologie. Was Gott ist, kann man nicht sagen. Allenfalls lässt sich sagen, was er *nicht* ist: Er ist nicht wie wir Menschen, nicht endlich, nicht sterblich, weder seine Macht, noch sein Wissen noch seine Güte sind eingeschränkt. Das Unendliche lässt sich nur als fortwährende Entgrenzung des Endlichen denken.

Auch die Stille braucht den Kontrast, um als Stille hervortreten zu können. Eine absolute Stille erleben wir nicht am intensivsten im schalldichten Raum, sondern im Konzertsaal, wenn inmitten musikalischer Klänge das Orchester plötzlich für zwei Sekunden *schweigt*. Ähnliches gilt für die Leere. Leere nehmen wir nicht dann am stärksten wahr, wenn absolut *nichts* da ist, sondern wenn etwas *fehlt*. Leere ist da, wo nicht ist, was sein sollte. Der Schriftsteller Raymond Chandler

meinte daher einmal, nichts sähe so leer aus wie ein leerer Swimmingpool. Wie recht er hat.

All diese Überlegungen bestätigen die These von Spinoza: Bestimmung ist Abgrenzung. Paradoxerweise ist aber auch das Unbestimmte nicht gänzlich unbestimmt, denn es ist gegen das Bestimmte abgegrenzt und durch diese Abgrenzung schon ein Bestimmtes. Diese spekulative Dialektik kulminiert im Unendlichen. Alle diese Gegensätze heben sich gemäss dem spätmittelalterlichen Philosophen Nikolaus von Kues nämlich im Unendlichen auf: Die Kreislinie wird zur Geraden, wenn man den Radius des Kreises unendlich gross macht. Und im unendlich Kleinen ist jede zweidimensionale Linie nur eine Ansammlung von eindimensionalen Punkten, ohne jegliche Ausdehnung. In der göttlichen Unendlichkeit geschehe ein Zusammenfall der Gegensätze, eine *coincidentia oppositorum*. Leider sind unsere menschlichen Begriffe für diese göttlichen Sphären nicht gemacht. Uns bleibt das Schweigen.

Wenn es keine Unterschiede mehr gibt, verschwindet auch die Welt. Wenn alles gleich aussieht, sehen wir soviel wie ein Blinder. In der Nacht sehen wir also nicht deswegen nichts, weil es dunkel ist, sondern weil *alles* dunkel ist. Wäre alles hell, würden wir genauso wenig sehen. Die Welt muss also nicht zwingend im Dunkel verschwinden, sie kann sich auch in hellem Weiss auflösen, etwa wenn wir bei Nebel oder diffusem Licht in verschneiten Berglandschaften stehen. Was wir hier erleben, ist keine schwarze, sondern eine weisse Nacht. Es ist das, was Berggänger «White-Out» nennen, das sich Verlieren im unendlichen Weiss. Konturen und Kontraste verschwinden. Wir sehen nichts. Nicht einmal einen Horizont. Himmel und Erde werden eins.

Die Welt verschwindet nahezu vollständig im matten Weiss. Sie ist still geworden. Nicht nur geräuschlos, sondern auch bewegungslos. Zum Raum ist hier nicht die Zeit geworden, wie es bei Wagner heisst, sondern die zeitlose Ewigkeit. Hier erahnen wir, was uns zu denken verwehrt ist: ein Ausserhalb der Zeit. Zeitlosigkeit lässt sich nicht denken. Das wusste schon Kant. Wie sähe denn eine Welt aus, in der es keine Zeit gäbe? Würde alles stillstehen? Aber selbst der Stillstand setzt ja die Zeit voraus: Still steht, was sich über eine gewisse Zeit nicht bewegt. Die Bewegungslosigkeit hat immer eine Dauer und ist als solche nur *in* der Zeit möglich. Verharren kann etwas also nur in der Zeit. Deswegen kann die Zeit selbst auch nicht stillstehen, sondern nur die Welt.

Im dichten Nebel verschneiter Berge fühlen wir nicht nur, was es heisst, jenseits von Raum und Zeit zu stehen, sondern wir bekommen auch zu spüren, wie es sich anfühlt, zu erblinden, die Welt vertrauter Objekte, die Welt der Kontraste und der klaren Grenzen allmählich zu verlieren. Platon schreibt in seinem Höhlengleichnis, wer die als Höhle versinnbildlichte Welt des Scheins verlasse und zum ersten Mal die wahre Wirklichkeit erblicke, der würde so stark geblendet, dass er nichts erkennen könne. Die Augen müssten sich erst an den schmerzhaft hellen Anblick des Wirklichen gewöhnen. Die Einsicht in das Wirkliche brauche Zeit. Nachdem man das Wirkliche erkannt habe, müsse man aber zu den Menschen in die Höhle zurückkehren und sie davon überzeugen, dass es sich bei dem, was sie für wirklich halten, nur um Schatten unwirklicher Dinge handelt. Kaum betritt man aber aus dem Licht kommend die Höhle, sieht man nur noch schwarz, keine Kontraste mehr, keine Unterschiede. Die Schattenbilder – die vermeintliche Wirklichkeit der Vielen – erscheinen verworren und undeutlich. Man wird von den Menschen verlacht. Sie verkünden, der Ausstieg aus der Höhle beschädige die Augen, ja mache gar blind. Dem geistigen Aussteiger ist die Welt der Vielen abhanden gekommen. Er hat jedoch eine neue Welt gefunden – anders als der Berggänger, der im endlosen Weiss versinkt. Dieser ist gefangen in einer Zwischenwelt. Im Nirgendwo.

Die Angst, die Welt um uns herum zu verlieren, ist immer auch die Angst, uns selbst zu verlieren. Das Bewusstsein von uns selbst schwindet dahin, wenn sich unser Bewusstsein von Gegenständen auflöst. Es ist wie in dem kurzen Moment während des Aufwachens, in dem wir keine Erinnerungen haben, keine Überzeugungen, keine Pläne. Wir wissen weder, wo wir sind, noch in welcher Zeit wir leben. Wir haben für einen Augenblick buchstäblich vergessen, wer wir sind. Unser Ich ist uns abhanden gekommen. So muss sich jemand fühlen, der an Demenz leidet, jemand, der vergisst, aber noch weiss, dass er vergisst – jemand, der weiss, dass es Zeiten gab, wo ihm vertraut war, was ihm jetzt fremd vorkommt. In den seltenen Situationen, in denen wir nicht mehr wissen, wer wir sind, fühlen wir, was ein kleines Kind fühlt, das seine Mutter verloren hat: Verlassenheit, Haltlosigkeit und Ohnmacht.

In schneebedeckten Berglandschaften empfinden wir zwar eine latente Angst, die Welt und uns selbst zu verlieren, gleichzeitig atmen wir aber auch die Erhabenheit des Unendlichen, die klare und kühle Luft absoluter Freiheit. Solche Gegenden

strahlen nicht nur eine besinnliche Ruhe aus, sondern auch eine spirituelle Reinheit. Wir vergessen unsere alltäglichen Sorgen. Man ist in einer anderen Welt, einer Welt jenseits des Menschlichen und Vertrauten: Hier gibt es keine Menschen, keine Tiere, keinerlei Spuren von Leben. Uns umfängt reine Stille und unbegrenzte Offenheit. Es scheint als könnten wir schweben, wohin und soweit wir wollen. Gleichzeitig ahnen wir aber: Hier gibt es kein Entkommen, keinen Ausweg. Unser Blick hat zwar alle Freiheit der Welt, und doch sind wir gefangen in diesem Nirgendwo, eingesperrt in der Unendlichkeit dieser unsäglichen Leere. Der Anblick weisser Bergwelten hat also zugleich etwas Befreiendes und Beklemmendes. Wir sind in eine unwegsame und unheimliche Welt «geworfen», wie Heidegger schreibt, in eine unendliche Leere, ohnmächtig, und all unser Tun scheint vergeblich. In dieser Welt gibt es keine gangbaren Wege, kein Ziel, keinen Ausweg. Wen der kalte Hauch der Sinnlosigkeit der Existenz berührt, fühlt sich wie ein Gefangener in einer Zelle, aus der er unmöglich entkommen kann – und zwar nicht, weil die Zelle undurchdringliche Wände hat, sondern weil sie *keine* Wände hat. Der absurde Mensch ist gefangen in einer unendlichen Leere.

In vielen Sprachen meint man mit dem Ausdruck «weisse Nacht» eine Nacht ohne Schlaf, ohne Ruhe, ohne Dunkelheit. Die Kostprobe eines «Lebens ohne Unterbrechung» – für Sartre eine höllische Vorstellung. Permanente Wachheit, eine ohne Unterbrechung auf uns eindringende Flut von Eindrücken, Gedanken und Gefühlen. Wie beruhigend ist es da, zu wissen, dass man jederzeit die Augen für einen Moment schliessen und die Welt ausblenden kann. Die Protagonisten in Sartres Stück «Geschlossene Gesellschaft» sind dieser Möglichkeit jedoch beraubt. Sie besitzen keine Augenlider mehr, die sie schliessen könnten, um die Welt für den Bruchteil einer Sekunde zu vergessen. In ihrem Leben gibt es keine Schwarzblenden: «Zwinkern nannte man das. Ein kleiner schwarzer Blitz, Vorhang zu, Vorhang auf: Das war die Unterbrechung. Das Auge wird feucht, die Welt verschwindet. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie erholsam das war. Viertausend Pausen in einer Stunde. Viertausend kleine Fluchten.» Es ist beruhigend zu wissen, dass man die Welt jederzeit in die Flucht schlagen könnte, mit einem Augenzwinkern. Die Welt nämlich ist das, was uns die Nacht nicht sehen lässt. Die Nacht aber – ob schwarz oder weiss – stösst die Tore zu uns selbst auf. Sie ist wie ein gutes Buch: eine Axt für das gefrorene Meer in uns, wie Kafka schreibt.